



Josefien Cornette während ihrer Performance „False Floor Installation“.

KUNST

Neben der Spur

Salon Similde und das Kulturny Dom Lipsk.

Von Steffen Balmer

Man kann nicht in Leipzig leben, etwas mit Kultur zu tun haben und Similde nicht kennen. Die Erinnerung an eine ehemals berühmte Leipzigerin hat 1906 einer Straße und einhundertzehn Jahre später einem Kunstraum in Leipzig-Connwitz ihren Namen geliehen: Carolina Similde Amalia Gerhard. Similde ist die wohlbehütete Tochter des Dichters, Legationsrates und Kunstmäzen zahlreicher Leipziger Künstlerinnen, Wilhelm Christoph Leonhard Gerhard. Der Vater ermöglichte Similde eine vorzügliche Ausbildung: die Mysterien der Naturwissenschaften, diverse Fremdsprachen und Musik waren ihr ebenso vertraut, wie die bedeutenden Charaktere in der Mitte des 19. Jahrhunderts, die im Hause Gerhard zu Gast waren.

Nun, das ist schon Geschichte, deren lebhaftere Erinnerungen von der Zeit, zwei Weltkriegen und den Spektakeln unserer Gegenwart zu verblassen scheinen. Was fortbesteht, ist die Auseinandersetzung mit der Kunst und der Möglichkeit, Künstlern einen Raum zu bieten, in dem sie ihre Werke und Ideen präsentieren können.

Mit der Eröffnung der Ausstellung „100 Jahre DADA“ wurde am 25. Februar 2016 der „Salon Similde“ von dem Kunstwissenschaftler Alexander Pehlemann sowie den Künstlern Carsten Busse und Jens Pfuher ins Leben gerufen. Drei Namen, die in der Leipziger Szene schon lange keine Unbekannten mehr sind und deren persönliche und künstlerische Vergangenheit sich in der thematischen Vielfalt des Salons widerspiegelt.

Alexander Pehlemann studierte in Greifswald Kunstgeschichte und Geschichte und ist, neben zahlreichen Publikationen im Umfeld von DDR-Subkultur und Musik aus dem (Ex-)Ostblock, seit 1993 Autor und Herausgeber des Magazins „ZONIC – Kulturelle Randstandsblicke & Involvierungs Momente“. In den ehemaligen Räumen der Galerie Eigen+Art gründete und betrieb er bis Ende 2014 das „Kulturny Dom B31“, das seit 2016 als „Kulturny Dom Lipsk“ in den Räumen des „Salon Similde“ eine neue Heimat gefunden hat.

Carsten Busse und Jens Pfuher lernten sich einige Jahre vor der größten „Massenperformance“, wie Carsten Busse einmal die Umwälzungen 1989 nannte, kennen. Beide sind in ihren künstlerischen Arbeiten geprägt von der Zeit der Metaphern, des „Zwischen-den-Zeilen-Lesens“ und den in der DDR typischen privaten Galerien in der eigenen Wohnung, leerstehenden Fabriken und anderen nicht musealen Orten. Spielräume, die in aller Enge doch unangepasstes selbstständiges Denken und Arbeiten ermöglichten.

Da verwundert es nicht, dass neben anderen Ausdrucksformen die künstlerisch-kritische Auseinandersetzung mit vergangenen und gegenwärtigen politischen Themen bei Busse, ebenso wie die video-dokumentarischen Rückblicke auf aktionskünstlerische Aktivitäten bei Pfuher, bis heute eine zentrale Rolle spielen. Ganz im Sinne von Giorgio Vasaris, der einmal sagte: „Es komme darauf an, Vergangenes als Gegenwart zu erfahren und die Gegenwart als künftige Historie anzusehen.“

Während sich Jens Pfuher durch zahlreiche Ausstellungen als Maler und Grafiker, aber auch mit Dokumentarfilmen wie „LEIPZIG-VILNIUS, eine art reise“ (Kamera/Regie) in der Kunstszene seinen Weg bahnte, gründete Carsten Busse 1991 zusammen mit Thomas Wauer die Künstlergruppe „solitaire factory“. Der Name „solitaire factory: Proletarische Kunst im Kontext der postmodernen Dienstleistungsgesellschaft“

war Konzept und Arbeitsweise zugleich. Blickt man zurück auf die zahlreichen Ausstellungen, die Intensität und die Themenvielfalt der Aktionen, die die Künstlergruppe bis 2004 auf die Beine stellte, so wird man feststellen, dass diese Künstlergruppe die damalige Leipziger Kunstszene und ihre Akteure nachhaltig geprägt hat.

Neu zu tapezieren reicht nicht, wir müssen Wände abreißen.

Zwölf Jahre später und nach der gemeinsam organisierten Neuen Slowenischen Kunst NSK Folk Art Biennale, sitzen Alexander Pehlemann, Carsten Busse und Jens Pfuher zusammen und mieten eine kleine Wohnung im Erdgeschoss der Simildenstraße 9. „Die Idee des Salon Similde“ so Pfuher „als Projekt- und Ausstellungsraum für Kunstprojekte, Raum- und Videoinstallationen,

Performances, Lesungen, Vorträgen, Film und Musikabende“ war geboren.

Betritt der Besucher Haus und Ausstellungsräume, so fühlt er sich auf sympathische Weise in die 90iger Jahre versetzt. Das vertraute Odeur nach Ölfarbe und Terpentin zieht über den Flur, jener Duft, der Künstler glücklich und Laien ehrfürchtig werden lässt. Der Hof und ein gemütlicher grüner Garten laden zum Verweilen und miteinander reden ein. Die Betreiber müssen sich an diesem Ort um Authentizität nicht mühen, die Patina längst vergangener Zeit ist allgegenwärtig.

Nichts könnte dieser Idylle, laut Busse „die Verbindung von Kunst und Leben“ scheinbar weiter entfernt sein, als das in der Galerienlandschaft dominierende White-Cube-Modell. Auch der „Salon Similde“ steht einem Kunstmarkt gegenüber, in dem, so Carsten Busse, „heute selbst spektakuläre Aktionen in der Flut der Informationen zu verschwinden drohen, von der schillernden, sich ständig verändernden Welttapete absorbiert zu werden.“ Schon in den siebziger Jahren entfachte Guy Debord eine kulturpolitische Diskussion, in der er die Gesellschaft des Spektakels als eine das Oberflächliche feiernde und im Konsum Erfüllung finden möchte Gesellschaft beschreibt, die sich in den Medien selbst betrachtet und bewundert.

Für Debord wirkt die Gesellschaft wie eine seelenlose, perfekt organisierte Maschine, die selbst Opposition nur simuliert. Das Spektakel verwandelt die Welt, immer nur in eine Welt des Spektakels, in der das neue Narrativ der Kunst die Riesenrendite ist. Wem das heute auch in anderen Bereichen bekannt erscheint, wandelt vielleicht schon unmerklich Richtung „Salon Similde“.

Konzept und Anspruch bewegen sich hier bewusst auf nicht-kommerziellem Terrain. Ein Off-Space und subkultureller Veranstaltungsort in der Tradition von Fluxus und Dada. Liegt in diesem Ansatz schon die Weigerung, vom alltäglichen Spektakel absorbiert zu werden? Wenn es Zeit wird zu tapezieren, wie muss die Tapete dafür wohl beschaffen sein?

„Ich bin der Ansicht“, so Busse „dass die Globalisierung so weit fortgeschritten ist, dass es gar nicht mehr ausreicht neu zu tapezieren. Es müssen erst einmal die Wände abgerissen werden. Was wir machen ist, wie viele andere auch, Löcher in Wänden zu hauen. Nicht auf revolutionärem Niveau, aber innerhalb unseres Rahmens und weil es uns Spaß macht. Neue Tapete sieht zwar erstmal anders aus, aber der existentielle Hintergrund bleibt wie er ist.“

Mit mehr als sechzig Ausstellungen und Aktionen seit ihrer Eröffnung ist das Dreigespann auf dem besten Weg, zumindest die Löcher in den Wänden deutlich sichtbar zu machen. Schließlich trägt die starke Affinität, die Alexander Pehlemann zur Geschichte und den Eigenheiten verschiedener osteuropäischer Subkulturen einbringt, ebenso zur öffentlichen Wahrnehmung bei, wie das breite Spektrum an internationaler Kunstbeteiligung. „Uns ist bewusst“, resümiert Jens Pfuher, „dass es in Leipzig eine ganze Reihe [. . .] von kommerziellen Kunst- und Künstlergalerien, Kunstmuseen, Kunstvereinen und Kunstprojekten gibt. Wir sehen uns nicht als Konkurrenten, ganz im Gegenteil, wir suchen den Kontakt zu anderen Künstlern und Kulturschaffenden.“

Die nachhaltigen Kooperationen mit der Leipziger Künstlerresidenz „Pilotenküche“ und mit der „Neuen Slowenischen Kunst“ (NSK) ermöglichten in der Vergangenheit zahlreiche Ausstellungen internationaler Künstler. Eindrucksvoll in Erinnerung geblieben sind drei Veranstaltungen Ende 2016: SPACE INVADERS mit dem Engländer Elysia Byrd, der Performerin Jacqueline van de Geer und Sanne Maloe Slecht aus den Niederlanden sowie dem US-Amerikaner Jamison Edgar.

Weiter auf der folgenden Seite.



Ausstellung „Begehren & Aufbegehren: Laibach, Borghesia und die Jugo-Proto-Queerszene“.

© Foto: Carsten Busse

© Carsten Busse



Ausstellung „Störung: Fleecy Clouds On The Floor“.

Fortsetzung von Seite 17.

Die Ausstellung ZÖGERN mit N. Olivares aus Chile und dem Japaner R. Oyama, die in Zusammenarbeit mit Alexander Froberg und dem Irländer David Dunne realisiert wurde. Last but not least: HOW IS NSK NOW? mit dem Deutschen Alexander Nym und dem Briten Alexei Monroe sowie L. G. Penabaz aus den USA.

Zurückblickend wird deutlich, dass sich „Salon Similde“ kuratorisch nicht nur in einer kulturellen Nahverkehrszone bewegt, sondern dass deren Künstlerpräsentationen spartenübergreifende Ästhetiken und Seinsweisen sichtbar machen möchten, die aus unterschiedlichen kulturellen Bezugssystemen und Positionen heraus entstanden sind.

Was erwartet den Besucher in naher Zukunft im „Salon Similde“? Er öffnet jeden Donnerstag ab 20 Uhr seine Pforten, um für Gäste und Künstler ein spielerisches und

kommunikatives Ambiente zu schaffen. Zur Vernissage am 22. Juni präsentiert Ulrike Lux unter dem Titel „Pelz in der Brandung“ ihre aktuellen Arbeiten, welche, an den Wänden präsentiert, dreidimensional in den Raum hineinwirken. Sie kombiniert in ihren Werken Malerei, Collage und Plastik.

Initiiert von der Künstlergruppe IRWIN war der NSK-Staat („Neuen Slowenische Kunst“) bei der diesjährigen Biennale in Venedig mit einem eigenen Pavillon vertreten. Am 29. Juni berichtet Carsten Busse von seinen Eindrücken bei der Eröffnung und über aktuelle Entwicklungen innerhalb des universalen Kunstprojekts NSK State in Time. Schwerpunkt der Diskussion bildet IRWINs Statement „Apology for Modernity“, das aktuell von den NSK-Staatsbürgern kontrovers diskutiert wird.

Kontakt: Carsten Busse, Simildenstraße 9, 04277 Leipzig

ANZEIGE

CAMMERSPIELE

„Sie“: Alles Schwindel?

Olav Amende bringt ein fast vergessenes Stück von Jean Genet auf die Bühne.

Von Giulio Reger



Szene aus Genet-Stück „Sie“.

Jean Genet, Schriftsteller der Randgestalten und Komplize der Geächteten, sagte einmal: „Das Interessanteste an den Außenseitern ist ihre Innenseite“. Dieses Sujet scheint durch seine Werke, er widmete sie den Dieben, Zuhältern, Verbrechern – und, beinahe in seinem Nachlass vergessen – dem Papst. Päpstin, um genau zu sein. „Sie“ heißt das Stück und ist in Deutschland fast gänzlich unbekannt. Eine Inszenierung in Bochum und nun, anlässlich der Kirchentage auf dem Weg, auch eine auf der Bühne der Cammerspiele Leipzig.

„Dekonstruktion von Rollen“ lautet das Motto Genets. Der Papst dient nur als Mittel, um die wirklich großen philosophischen Gegensätze auf die Bühne zu knallen. Schein oder Sein, Identität oder Rolle, Wahrheit oder Schwindel? Und als wolle Regisseur Olav Amende diesen Fragen unbedingt genug Raum einräumen, bleibt das Schauffeld

konsequent leer. Gähnendes Schwarz statt prunkvollen weißen Säulen, protestantische Bescheidenheit statt katholisch pompösen Gestus. Eine simple und vor allem kostengünstige Methode, die Rolle des Papstes noch weiter vom üblichen Kontext zu lösen.

Volle Aufmerksamkeit also für die drei Charaktere: Ein Papst, der sich nicht wie ein Papst verhält. Ein spöttischer Türsteher, halb Pressesprecher, halb Zeremonienmeister. Und ein Fotograf, der keine Fotos macht und zum Schluss nervlich am Ende ist. Sein Auftrag lautete: „Machen Sie aus mir einen Papst“. Der Heilige Vater ist hier nur leider weder heilig noch allzu fotogen.

Unter der Regie von Amende erscheint er eher wie ein trauriger, Ich-bezogener Demenz-Patient, der immer wieder vergisst, wer er eigentlich ist und schließlich seine Sätze bis ins Unendliche wiederholt. Annika Gerber spielt die Päpstin so, das man kein Mitgefühl mit ihr bekommt. „Je mehr sie redet, umso unwirklicher wird sie für mich“.

Insgesamt ein nachdenklich stimmendes Stück. Amende und sein Ensemble streuen zwar immer mal wieder in Richtung Vatikan adressierte Wortwitze zwischen die Handlung und auch das Original ist schon humorvoll blasphemisch. „Man kann nicht im Knien scheißen“ sagt der Papst etwa. Aber das sind eher Schmunzelwitze, nicht allzu innovativ und manchmal auch etwas überzogen. Egal! Wesentlich wichtiger: Die Herausarbeitung der Genet'schen Thematik gelingt der Theatergruppe.

Olav Amende, noch am Anfang seiner Theaterlaufbahn, hat schon seine eigene Handschrift gefunden, arbeitet auch hier wieder mit ausufernden Wiederholungen, Zeitlupen und überraschendem Lichteinsatz. Und seine drei Darstellerinnen ziehen mit, entwickeln ihre Charaktere im Verlaufe des Abends und arbeiten dabei die großen Gegensätze deutlich heraus. Das gelingt besonders eindrucksvoll Jennifer Demmel als desillusionierter Fotograf, der zwar immer mehr an der päpstlichen Erhabenheit zweifelt, aber trotzdem versucht, die Täuschung aufrechtzuerhalten.

Das Stück endet mit den „fünf Schluchzern des Papstes“, die von seinem Aufstieg erzählen und sein Ende besiegeln. „Nach welchem Bild streben, wenn es keines mehr gibt?“ fragt er sich letztlich und träumt sich in seine Kindheit als einfacher Hirte zurück.

Und so geht der desillusionierte Fotograf nicht mit einem Foto, sondern mit einem Zuckerstück, Symbol für seine Reinheit. Stellvertreter eines Papstes, der so oft aus seiner Rolle fällt, dass sie sich stückweise auflöst. Die ersten beiden Worte des Stücks könnten genauso gut als Schlussworte dienen: „Alles Schwindel!“

Die Cammerspiele haben ihren Spielort im Werk 2 (Kochstr. 132) in Halle D. Bis Redaktionsschluss standen die weiteren Termine für die Aufführungen ab August noch nicht fest.

Weitere Informationen zu den Cammerspielen und zum kommenden Programm: www.cammerspiele.de

SCHAUSPIEL LEIPZIG

„Der Streit“

Regisseur Bruno Cathomas und Schauspiel Leipzig inszenieren eine Komödie von Marivaux.

Von Giulio Reger



Fürstin (Bettina Schmidt) und Fürst (Thomas Braungardt) duellieren sich wortgewandt.

Die Abendsonne strahlt auf das Gohliser Schösschen, Kulisse für die Premiere der Komödie „Der Streit“ des Franzosen Marivaux. Der vom Schauspiel Leipzig mitgelieferte Untertitel „Sommertheater“ beschreibt in diesem Falle nicht nur die Jahreszeit, sondern auch die Spielart des Stückes gut. So kann man sich Regisseur Bruno Cathomas als Winzer vorstellen. Die Marivaux-Trauben sind eine prächtige, erlesene Sorte, allzeit beliebt und gerne verwendet. Wie der Wein am Ende dann wird, ist eine andere Frage. Doch Cathomas versteht sein Handwerk – das Endergebnis: spritzig-fruchtiger Champagner, weder zu süß noch zu sauer, kritisch im Abgang. Das läuft prickelnd die Kehle runter, was er und sein Ensemble aufstischen, zwei Stunden feuchtfrohlicher Theaterspaß.

Ausgangspunkt des Stückes ist eine Streitfrage zwischen Fürst und Fürstin: Wer hat die Untreue in die Welt gebracht, Mann oder Frau? Ein Experiment muss her, die Natur soll befragt werden und welch Glück: Der Vater des Fürsten musste diese müßige Diskussion auch schon ausfechten und hat vorgesorgt: Er ließ vier adlige Kinder im Gohliser Schösschen von zwei Dienern großziehen, abgekapselt von der Gesellschaft

und dem anderen Geschlecht. 18 Jahre später öffnet Mesrou, der Diener, schließlich die Tür des Schlosses. Fürst und Fürstin nehmen im Zuschauerrang Platz, stüffeln Kiba mit Schuss und beobachten das „in die Welt kommen“ der jungen Erwachsenen, ihre ersten Begegnungen mit dem anderen und dem eigenen Geschlecht.

Und, damit verbunden, die Geburt der Liebe, der Lüge, der Untreue.

Die Schauspieler operieren mit der Übersetzung von Peter Stein, der die elegante Sprache des Originals etwas schnippischer, gewitzter ins Deutsche überträgt. „Ce discours – là sent bien l'ironie“ hört sich doch deutlich vornehmer an als „Dieser Diskurs stinkt nach Ironie.“ Bettina Schmidt – die fesselndste Darstellerin dieses Stückes – spuckt diesen Satz fast verächtlich aus, während sie den Fürsten überlegen anlächelt.

Sommertheater,
das nach Sommer
schmeckt.

Auch Thomas Braungardt spielt die Rolle des eloquenten, galanten Adligen treffsicher, wechselt mal ins Englische, mal ins Französische, immer souverän und charmant. Und auch ein bisschen selbstverliebt, wie fast alle Charaktere in diesem Stück.

„Ich will meine Vollkommenheit nicht leugnen“ sagt Eglé so gänzlich unschuldig zu ihrem Azor, und da er keine anderen Frauen kennt, stimmt er mit ihr überein. Bei Cathomas sind die vier Verliebten Kinder im

Körper von Erwachsenen, naiv und neugierig. Und als sie sich am Ende im Kreis hassen, eiferstichtig und unsicher, sind es eben nur Kinder, die nun einmal auch die Schattenseite des Liebesspiels kennenlernen mussten.

Das ganze Hin und Her dieses Spiels bekommt seinen Reiz durch die überspitzte Choreographie der Paare, die leichtfüßig um die Wette posen, fummeln und knutschen. Lob daher an die Choreographin Sabina Perry und noch größeres Lob an die vier Darsteller, denen die Übertreibung gelingt, ohne übertrieben zu wirken.

Doch noch einmal zurück zum Weinvergleich: Der Abend beginnt heiter-süß, optisch angelehnt an die Zeit des Originals, sprich: Rokoko-Mode. Der Fürst mit Perücke, die Fürstin mit Reifrock. Die Musik kommt aus der Trompete. Doch je mehr das Stück sich entwickelt, umso mehr entfernt es sich vom Ursprung. Und entfaltet sich zu einem berauschenden Spektakel. Ein älteres Paar aus dem Publikum, symbolisch für gelungene Beziehung, fällt plötzlich wild knutschend auf die Bühne. Ein joggendes Paar, das wild streitend die anliegende Straße entlangläuft. Und eine Fürstin, die sich als Expertin für Genderfragen und Gleichberechtigung entpuppt, immer furioser wird und schließlich verzweifelt Liebe bei einer Hecke sucht.

Das Innere wird bloßgelegt, die Perücke fällt ab, vom Reifrock bleibt nur noch das Gerüst. Das ist die Antwort auf die Ausgangsfrage: Das Verhalten der Geschlechter ist gesellschaftlich konstruiert. Doch diese kritische Haltung macht den Champagner nicht bitter, sie ist mehr wie ein großer Rülpsper zum Schluss. Und wen stört der noch, wenn alle schon betrunken sind.

„Der Streit“: im Juni, August und September 2017 im Gohliser Schösschen, Menckestraße 23, 04155 Leipzig.